

No. 6

1915

Illustrirtes Sonntags-Blatt

Beilage zum
„Rheingauer Beobachter“.
Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Eltville.
Verlag von Maximilian Haeg & Buchdruckerei, Eltville a. Rh.

Deutschland .. Deutschland über Alles ...!

Kriegsroman von Heinrich Rentsch.



(Fortsetzung.)

6

Frau Mine Scheidebert stand in der großen, blau geputzten Herrschaftsstube und packte die Bollsachen zusammen, die morgen früh mit dem Milchwagen, den längst an Stelle des achtzehnjährigen Vorknechtssohnes eine blonde, stramme Mariell kutschierte, mit sollten. Sie hatten hier alle fleißig geschafft. Keine Hand war müßig geblieben, wenn die Werktagsarbeit getan war. — Denn diese Arbeit war Feiertagswerk und erschien jeder einzelnen wie eine Belohnung für den harten, schweren, verarbeiteten Tag, denn die Entscheidung war immer noch nicht — weder in Ost noch West — gefallen. Aus dem Osten hörte man dann und wann näheres. Es standen ja noch zwei Bismarck-Kinder vor Warschau und der Pfarrerssohn als junger Leutnant nach der Kadettenzeit drüben bei Ostende. Verwalter Scheidebert befand sich vor Verdun und der Gutsherr war, als seine letzte Nachricht hier eintraf, kaum 100 Kilometer von Paris entfernt gewesen. Darüber waren nun schon wieder drei Wochen vergangen. Wenn Minchen Scheidebert sich dies vergegenwärtigte und dazu das stille, fast versteinerte Gesicht der gnädigen Frau, die oben in einer der wenig benutzten Giebelstuben fast den ganzen Tag mit hochemporgezogenen Gliedern fror, dann wollte ihr der Herzs Schlag stocken! Es war ein Elend, dies alles mit anzusehen. Und hier nicht helfen zu können, denn Frau Hilde Scherfeger wies jeden Trost schroff und kühl weit von sich. Sie kümmerte sich freilich um ihre Knaben, schrieb auch wohl, trotzdem sie längst keine Nachricht von dem Gatten erhielt, pflichtgemäß weiter die



Ein Beobachtungsposten am Scherenfernrohr.

Das wichtigste Amt der kämpfenden Truppen hat u. a. auch der Beobachtungsoffizier, der sich meist hinter irgend einer Deckung mit seinem Scherenfernrohr postiert, um dort seine Beobachtungen anzustellen und diese sofort durch das in der Nähe befindliche Telephon an das Kommando weiterzugeben. Hier sehen wir einen derartigen Beobachtungsposten in gut gesuchter Deckung auf dem strohgedeckten Dache eines Bauern-

kurzen krieglichen Karten-berichte und wartete. Sie konnte nicht verwinden und vergessen, daß der Mann, von dessen Liebe zu ihr sie so felsenfest überzeugt gewesen, daß ihr sein Besitz zuweilen nicht mehr als etwas so Wertvolles wie am Anfang erscheinen wollte, sie einfach fortgeschoben hatte, um einer Sache willen, die ihm wertvoller erschien als sie selbst! Sie war auch sonst stumpf geworden, empfand keine Furcht an dem Gedanken an das so lange schon vorausgesagte Eindringen des Russenheeres. — Mochte er doch kommen. Sie selbst blieb ohnehin nicht mehr lange. Sie wollte fort, nach Berlin! Es mußte doch noch ein Mittel geben, um sie aus dieser Stumpfheit emporzureißen und wieder zu einem warmblütigen und empfindungsvollen Menschen zu machen.

Und sie erhob sich aus dem alten, steifelnigen Stuhl, trat von dem Fenster des Giebelzimmers, das ihr einen weiten Blick in die Ferne ermöglichte, zurück und schickte sich an, nach unten in die Küche zu gehen, um Minchen Scheidebert von ihren Vorfällen zu sagen. Die hörte sie ganz stumm und verwundert an. „Fort wollen Sie, gnädige Frau? —

Jetzt hier weg.“ Das ging über ihr Begreifen; die andere wurde ungeduldig.

„Nun ja, warum nicht? Finden Sie etwa, daß ich hier durchaus nötig bin? — Geht der Haushalt nicht prachtvoll ohne mich weiter? Wird nicht überhaupt alles fertig, ohne daß ich auch nur einen Gedanken an Einzelnes verschwende?“ Sie mußte nicht, daß eine stumpfe, klagende Bitterkeit aus ihren Worten redete. Aber die einfache, warmherzige Frau vernahm den Schrei und schwor sich, ihr zu helfen. Es war ihr nur noch nicht ganz klar, womit dies geschehen konnte.

„Sie striden doch auch, gnädige Frau,“ sagte sie endlich leise, wie tröstend. Die schlanke blonde Frau, die jetzt noch viel größer und aufrechter erschien, stieß ein hartes Lachen aus.

„Jawohl, ich stride! Genau so schlecht und recht, wie die Katenkinder vom zwölften Lebensjahr an! Wollen Sie wirklich behaupten, Mamsell, daß ich dies schwere, verantwortungsvolle Amt nicht auch in Berlin, in meinem lieben, herrlichen Berlin, fortsetzen könnte?“

Die andere sah plötzlich starr in die dunklen, flammenden Augen der Guts-herrin.

„Nach Berlin wollen Sie, gnädige Frau? Das geht doch nicht! Das dürfen Sie nicht.“ Eine Sekunde überkam die andere ein Staunen. Dann eine zornige Aufwallung, daß ihre Untergebene sich solchen Ton erlaubte. Zugleich aber war sie doch ein wenig neugierig, den Grund zu erfahren, der hiergegen sprechen sollte.

„Was hätten Sie dagegen, Mamsell?“

„Ich, du lieber Himmel, nichts, gnädige Frau! Ich denke bloß an den Herrn Hauptmann! Was er sagen würde, denken würde, wie er das aufnehmen könnte.“

So, an den Herrn Hauptmann also! Und der würde sich damidersehen und empört sein? Die dunklen Augen schlossen sich leicht. Eine heiße Welle flutete unter der feinen zarten Haut bis zur Stirn empor.

„Sie meinen — mein Mann würde meine Abreise von hier nicht billigen?“

„Das wollte ich nicht gerade sagen! Wenn wirklich eine Gefahr für das Leben bestände, dann hätte er ja auch wohl nichts gegen eine Reise nach Berlin. Aber es ist doch noch nicht so weit. Wie ich ihn kenne, würde er unglücklich sein, wenn gnädige Frau schon jetzt gingen!“

So, unglücklich würde er also sein. Vielleicht sogar die Hände vor das Gesicht pressen und in heißem bitteren Weh aufschluchzen, wie sie das in unzähligen Nächten getan hatte und leider weiter tun mußte, wenn sie sich auch immer von neuem wiederholte, daß er dies gar nicht verdiente.

Unglücklich aber wollte sie ihn machen. Das stand ganz fest für sie. Er hatte sie zu tief gekränkt. Sie einfach fortgeworfen und als wertlos hingestellt, indem er damals freiwillig von ihr schied und sie und die Kinder in dieser Zeit der gährenden Unsicherheit allein, ohne Schutz, den unruhigen Verhältnissen preisgab.

Nun war es plötzlich ausgemacht, daß

sie bestimmt reisen wollte! Schon in den ersten Tagen der nächsten Woche. Dabei würde sie ruhiger werden. — Dies untätige Leiden um ihn — dies trostlose Ertragenmüssen eines Schmerzes, für das ihr im Grunde genommen das Verständnis fehlte, brachte sie sonst noch um den Verstand. — Und sie sagte es Minchen Scheidebert ruhig und klar:

„Hören Sie zu, Frau Scheidebert! — Ich will also wirklich fort! Die Kinder nehme ich natürlich mit mir, lediglich, um Ihnen eine Plage fortzunehmen. Sonst wären sie natürlich hier in der reinen Luft und bei der guten frischen Milch besser als in Berlin aufgehoben. — Aber das ginge doch nicht an. — Fräulein Meves wird mit mir kommen, des bin ich gewiß. Wenn sie auch in letzter Zeit ein gar seltsames Wesen zur Schau trägt. Es wird eben auch der Krieg sein, der sie aus den alten Bahnen geworfen hat. Wenn ich mir auch beim besten Willen nicht vorstellen kann, um wen sie bangt.“

Minchen Scheidebert hatte auch längst die Veränderung gemerkt, die mit dem blonden Kinderfräulein geschehen war. — Sie sah tiefer als die gnädige Frau, die niemals für Anderer Leiden einen sehr weiten Blick gezeigt hatte. Sie mußte auch, ohne daß Rut Meves jemals ein Wort davon zu ihr gesprochen hatte, daß es um den Russen war, der jetzt ein Todes-feind für sie sein mußte. — Sie redete jetzt nichts mehr gegen die Pläne der Gutsfrau. Sie senkte nur still den Kopf und tat eine leise bescheidene Frage:

„Wann hat doch der Herr Hauptmann zuletzt geschrieben, gnädige Frau?“

Ein Zucken lief durch die schlanken schönen Frauenglieder. Die Augen wurden schmerzhaft geöffnet. Der Mund verzog sich in heißem Weh. Und wollte doch ein Lächeln versuchen, als spräche die Seele nicht mehr bei der Antwort mit:

„Was geht es mich an!“

Es ging aber nicht! Die Seele hingte sich nach ihm — nach seiner Güte und Zartheit — vermischte ihn mit tausend Schmerzen. Aber der Stolz war noch ganz wach und groß in der verwöhnten Frau.

„Sie wissen es so gut wie ich, Mamsell,“ sagte sie obenhin. „Vor drei Wochen kam seine letzte Nachricht! — Danach hat er geschwiegen. Das Vaterland wird eben seine Zeit nötiger gebraucht haben. Schreiben an die Frau — Gott — wozu ist das auch? Was haben denn diese kurzen trockenen Berichte für einen Zweck, nicht wahr?“

Minchen Scheidebert hörte hinter dem kalten, verletzenden Ton die heiße Not des einsamen, noch nicht in sich festgewordenen Frauenherzens und eine flutende große Schwefelsternliebe riß sie zu der andern — der Herrin — hin. Aber, wie sollte sie jener das sagen? — Es war viel zu schwer! — Sie senkte nur leise den ergrauenden Scheitel und meinte still:

„Wenn er lebt und atmet, dann vergißt er die gnädige Frau nicht.“

Das war wie ein Schlag, der wie aus einer tiefen Erstarrung emporriß — zum Leben aufjagte — Unheil witterte.

Totenbläß wurde das schöne Gesicht.

„Sie meinen — daß ...“ Der Mund

brachte den angefangenen Satz nicht zu Ende. Ein unnennbares Grauen schüttelte die Frau.

„Daß ...“ Sie wollte um jeden Preis vollenden und konnte auch dies zweite Mal nicht anders, als mitten drin mit einem Schmerzensstöhnen abbrechen.

Jetzt — ein Rud — ein Zusammen-reißen — ein Aufseufzen ... „Daß er gefallen ist ...“ Nun war es heraus.

Schweigen zwischen den beiden Frauen.

„Nicht gleich so böß,“ sagte Frau Scheidebert am Ohr der andern, „aber passiert muß was sein, gnädige Frau.“

Und das hatte sie noch gar nicht in Betracht gezogen. So verirrt in ihrer eigenen Angst und ihren Räten war sie gewesen, daß sie dies — scheinbar Nahe-liegende — überhaupt vergaß, in Betracht zu ziehen.

„Passiert muß wirklich etwas sein.“

Natürlich — das war ja die einzige Möglichkeit, um sich durchzufinden — um sein unerklärliches Schweigen richtig zu deuten. —

„Und ich will doch nach Berlin“, sagte Frau Hilde Schmetzger tonlos — als wiederhole sie damit etwas mechanisch Eingelerntes — „und jetzt erst recht. Was soll ich noch länger hier — wenn er —“ Sie vollendete auch diesmal nicht.

„Ich will zu Fräulein Meves,“ sagte sie stumpf und tonlos. „Sie soll alles fertig machen, sobald es nur irgend angeht, muß ich fort.“

Rut Meves aber war nicht zu finden. Ueberall suchte die Gutsfrau umsonst nach ihr. — Die Kinder — fünfjährig — rosig und frisch — saßen artig mit ihren Bleisoldaten und spielten „Papa und der Feind“. Sie wußten nichts von dem Fräulein. —

Sie konnten auch wirklich keine Ahnung von dem jetzigen Aufenthalt haben. Rut Meves hockte nämlich draußen in der kleinen Röhlerhütte und ließ sich von dem Mann ihrer Liebe herzen. Peter Peter-jewo, der schöne, stolze, dunkle Russen-offizier stand ganz in der Nähe mit seinem Regiment und konnte seit Wochen möglich machen, daß die kleine liebe Braut ihn sah. —

Sie vertraute ihm nach wie vor völlig. Seine Liebe zu ihr war ja auch noch viel stärker und flammender geworden. Das fühlte sie deutlich. Sie hatte auch kein Geheimnis vor ihm. Wie durfte sie das auch haben? — War er nicht ihr Ein und Alles — ihr bester Freund — ihr Geliebter und Bruder. Und wieviel Interesse er selbst für die kleinste Sache, die sich auf Wirawo abspielte, zeigte. — Nach allem fragte er — wo die Kinderlein schliefen — wie Madame es trüge — was der Hauptmann schriebe, wo denn die größte deutsche Macht hier in der Nähe von Posen hingeworfen wäre? Und auf alles konnte das intelligente Kinderfräulein ausführlichen Bescheid geben. Ja, sie hatte auch wirklich zuverlässige Quellen. Man vertraute ihr doch völlig und ließ sie alles hören. In den Stridabenden wurden die Briefe aus dem Felde vorgelesen. Da stand so manches darin, was besser ungesagt und als tiefstes Geheimnis behandelt wäre. Das berichtete sie ihm an diesen wunderbaren süßen Tagen getreu-

lich. Und zum Dank preßte er sie fester an das Herz und redete davon, daß er sie zu einer Herrin, zu einer Königin machen werde, wenn erst dieser schreckliche Krieg aus und überwunden sei. Heute hatte er ein sonderbares Anliegen an sie. Wie ein Knabe war er, der sich etwas besonders Herrliches, unerreichbar Schönes ausgedacht hatte und nun mit zähem Troß darauf bestand, daß ihm sein verbotener Wunsch auch wirklich in Erfüllung gehen könne.

Er wollte sie noch einmal in Biratwo besuchen. Die Erinnerungen auffrischen, Vergangenes zu Gegenwärtigen erheben.

Ja, auch sie empfand diese Vorstellung als etwas Wundervolles und endlich willigte sie ein.

Zwei Tage später, die Koffer standen bereits zur Abreise nach Berlin fertig gepackt, da kam er wirklich. Auf dem alten bekannten Wege schlich er sich durch den Park auf das Gutshaus und durch ein für ihn geöffnetes Fenster in das helle Mädchenstübchen zu der, welche ihn über alles liebte. Er hatte schweren süßen Wein mitgebracht und nötigte unablässig, daß sie davon trinken sollte. Sie nippte ihm zu Gefallen. Aber er schmeckte ihr nicht. Sie hatte die Empfindung, als entströme den goldhellen Tropfen ein eigentümlich scharfer, beßender Duft, der sie müde machte.

Aber er hörte nicht auf, sie zu quälen. Er führte ihr das mitgebrachte Glas selbst an die Lippen, goß ihr den Inhalt fast hinein. Da überkam sie plötzlich eine tolle, wahnsinnige Angst. Vor ihm, den sie doch liebte.

Ja, liebte sie ihn in diesen Augenblicken wirklich noch?

Was sollte die Frage... Sie eilte hinaus und trank klares kaltes Wasser, so viel sie nur irgend vermochte. Dann blieb sie und wartete ein Weilchen, lauschend, voll wahnsinnigen Schreckens. Und wußte doch im Grunde genommen nicht mit Sicherheit, weshalb sie sich so unheimbar fürchtete.

Endlich schlich sie wieder herein. Da sah sie etwas Grauenhaftes. Sie wurde gewahr, wie der edle stolze Peter Peterjewe mit funkelnden Augen ihr kleines Tagebuch herausgerissen hatte, ihren geringen Schmutz, ihr Erspartes, das sie für Berlin abgehoben, in die Taschen stopfte und sich anschickte, weiter vorzudringen mit dem Revolver in der Rechten.

Das sah sie ganz klar!

Er hatte sie niemals geliebt. Es war alles nur gewesen, um zu erkunden, wie er seinem Vaterland dienen könne. Er war ein ganz gewöhnlicher Spion. Und sie hatte sich von ihm Herzen lassen, das Vaterland verraten, tausendmal. Sie empfand einen Ekel vor sich selbst, vor ihm, vor diesem ganzen zertretenen und beschmutzten Leben und der glühende Wunsch durchbeßte sie, etwas zu tun, um die Schmach abzuwaschen.

Er schlich vorwärts, ohne sie zu gewahren. Er war fest überzeugt, daß der goldhelle Trank längst an ihr seine Schuldigkeit getan habe und sie irgendwo in tiefem Schlaf lag, für ihn und sein verächtliches Werk also ungefährlich.

Er strebte dem Besejnal entgegen und dann durch die Tür in das Schlafzimmer der Herrin, in das helle Stübchen, das die beiden Jungen barg. Es gab da überall Kostbarkeiten. Sogar Brillanten, im Falle wohl auch Geheimnisse, Geld. Was sollte sie tun. Sie war ihm hart auf den Fersen, merkte, daß er schwankte und wurde inne, daß er viel getrunken haben mußte. Jetzt legte er den Revolver aus der Hand und machte sich an die Arbeit. Vor dem kleinen eisernen Geldschrank kniete er nieder, um ihn auf seine Widerstandsfähigkeit zu prüfen. Wie eine Kage war sie hinter seinem Rücken, fort auf die Stelle zugestürzt, wo sie die Waffe liegen sah. Nicht umsonst hatte sie von dem Verwalter gelernt zu schießen und auch zu treffen. Sie riß ihn empor, da wandte sich der Mann am Boden um, sprang auf sie zu, krallte die Hände, wollte sie würgen, stieß ein gräßliches russisches Schimpfwort leuchtend aus, das sie verstand und vor dem ihr ekelte. Dieses Wort gab ihr die Kraft zu tun, was sie als deutsches Mädchen tun mußte. Gab ihr den Mut, abzuwaschen mit Blut, was sie versehen hatte in blinder Liebe.

Ein Schuß knallte. Kurz, dumpf, leicht.

Es war geschehen. Peter Peterjewe lag zuckend in seinem Blute.

Das kleine blonde Kinderfräulein aber horchte an seiner Leiche und lachte schaarig, als man hinzu kam und sie um alles befragen wollte. Sie hatte in dieser Nacht den Verstand verloren.

Nun war ein neues, unvorhergesehenes Hindernis, der doch schon so fest beschlossenen Reise nach Berlin entgegengetreten! Daß Mut Neues die Gutsfrau nicht begleiten konnte, brachte eine große Schwierigkeit mit sich. Das junge blonde Kinderfräulein sah mit erschrockenen Augen stumpf und starr dort, wohin man sie geleitete. Sie war ganz harmlos. Nur, seitdem sie von den Schulkindern, die jetzt immer mit lautem Singen heimkehrten, das Lied gehört hatte, summt sie es den ganzen Tag mit.

Deutschland, Deutschland über alles.

Frau Hilbe Schwertfeger konnte es zuerst nicht ertragen. Sie floh förmlich vor diesen sanften leisen Klängen, die unabhängig über die Lippen der Armen glitten. Dann aber begann sie darauf zu lauschen, wurde nachdenklich und ertappte sich des öfteren darauf, daß sie mit fliehender Ungebulb die neue Zeitung mit den Nachrichten vom Kriegsschauplatz erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Durstode errettet.

Eine wahre Begebenheit von Hans Fischer.



Es war kurz vor Sonnenuntergang, als eine kleine Proviantkolonne der deutschen Schutztruppe, umgeben von Begleitmannschaften, staubumwirbelt, langsam und schwerfällig durch das

Namaland dahinzog, um eine im Süden von Südwestafrika, im Kuirhabrevier belegene Militärstation und eine daselbst tätige Wasserbohrkolonne mit Proviant zu versorgen.

Hinter dem schwerfälligen Wagen marschierten etwa 6 Reiter, stumm und schweigsam. Plötzlich stieß der Gefreite Thieme seinen Nebenmann an und zeigte auf einen Springbock, der ungefähr 150 Meter von dem Pfad entfernt, halbgedeckt hinter Büschen regungslos die vorüberziehenden Menschen anäugte.

„Brenne ihm eins aufs Fell,“ sagte der Reiter Eggers leise, „aber halte gut hin.“

Der Gefreite blieb stehen, hob sein Gewehr, zielte lange und schoß. Der Bock machte einen riesigen Sprung, lief hundert Meter weiter, stoppte und äugte die Menschen wieder an. Ein zweiter Schuß brachte, doch mit dem Erfolg, daß der Bock weiter flüchtete, aber nach etwa hundert Meter wieder stehen blieb.

„Seht doch diesen Kunstschützen an,“ lachten die Reiter vergnügt. Der Gefreite folgte dem Bock ein Stück, dann schoß er nochmals, aber wieder ohne Erfolg, und wieder äffte ihn das Tier. Die anderen Reiter waren inzwischen dem vorausgeführten Wagen gefolgt und machten sich über den Gefreiten lustig; einige wetteten sogar, ob er wohl den Bock noch nachbringen würde. Dann fiel ein neuer Schuß, dem sofort noch einer folgte, aber beide aus veränderter Richtung.

„Der ballert was Ehrliches zusammen,“ lachten die Reiter und zogen vergnügt ihres Weges, dabei sich häufig umdrehend, ob der Gefreite mit der Jagdbeute auf dem Rücken schon zu sehen sei.

Nach einer halben Stunde, es war inzwischen dunkel geworden, stieß man auf den die Kolonne führenden Nachtmeister Streibel, der vorausgeritten war, um einen Futterplatz für die Nacht zu suchen.

„Was war das vorhin für eine Schießerei?“ war seine erste Frage.

„Der Gefreite Thieme wollte einen Bock schießen, Herr Nachtmeister!“ lachten die Reiter.

„Wo ist der Gefreite Thieme?“ fragte er, sich aus dem Sattel schwingend.

„Der soll noch kommen,“ wurde geantwortet.

Hierauf gab der Führer dem Unteroffizier Hagen den Befehl, zurückzureiten und nach dem Gefreiten zu suchen. Sofort ritt dieser in die dunkle Nacht hinaus, um die Gegend abzustreifen.

Nach etwa einer Stunde, die Reiter hatten sich um mehrere kleine Feuer gelagert, ertönten plötzlich Hufschläge, die schnell näherkamen, und bald darauf erschien der Unteroffizier, aber ohne den Gefreiten aufgefunden zu haben.

Es wurde den Soldaten nun doch ungemütlich zu Mute. Sollte sich Thieme wirklich verirrt haben? Aber das war ja ganz unmöglich, ein lächerlicher Gedanke, Thieme, der fixe Junge und sich verlaufen? Aber was sollte ihm nur zugestoßen sein, hier in dieser menschenleeren, wasserlosen Gegend?

„Heute nacht ist nun nichts mehr zu machen,“ sagte der Nachtmeister zu dem



Das bekannte Kloster Beuron als Lazarett für das Rote Kreuz eingerichtet

Das wunderbar gelegene Kloster Beuron erfreut sich der ganz besonderen Gunst des Deutschen Kaisers und bietet einer großen Anzahl verwundeter Krieger Zuflucht.

Unteroffizier. „Aber morgen früh, wenn der Tag anbricht, reiten Sie sofort mit zwei Mann ab und suchen den Thieme.“

Signalschüsse und Raketen wurden abgeschossen. Jedesmal ein minutenlanges Gochen und Lachen — doch sie blieben unbeantwortet. Schließlich wurde ein großes Feuer angezündet und bald schlug eine gewaltige Lohe zum nächtlichen Himmel empor, deren unsteter rötlicher Schein die Steppenlandschaft überflutete. Vielleicht sah der Gefreite den leuchtenden Feuerchein. Aber alles war vergebens.

Dann saßen die Reiter stumm und still um die Lagerfeuer herum und starrten in die knisternden Flammen, die lustig ihre goldenen Funken in die Nacht hinaussprühten. Auf allen Gemütern lag es wie ein Alp. Sie dachten über das Schicksal ihres Kameraden nach. Also hatte er sich wirklich verlaufen in dieser furchterlichen wasserlosen Einöde. Eisfalt lief es ihnen den Rücken hinunter. Schon der Gedanke allein an den Tod des Verdurstens ließ jeden erschauern.

Schließlich wurden die Reiter von der Müdigkeit übermannt und bald hörte man nichts mehr als den Schritt des Postens, das Schnaufen der eingepannten Zugochsen, die sich niedergelegt hatten, das Klirren der Ketten an dem Wagen und das Stampfen der Pferde, die an denselben befestigt waren. Tiefe Finsternis war überall,

als die Reiter von der Kälte aufgerüttelt wurden. Fröstelnd und zähneklappernd, in die langen schweren Mäntel gehüllt, umstanden sie die angefachten Feuer, auf denen das Kaffeewasser summt.

Die erste Frage des Wachtmeisters Streibel bei seinem Erwachen war: „Ist der Gefreite Thieme da?“

„Nein, Herr Wachtmeister!“ riefen die Stimmen.

„Alle Wetter! Wo mag der arme Kerl nur umherirren? Es ist doch ein grenzenloser Leichtfinn.“

Wenige Minuten später wurde gestattelt.

Die Wassersäcke wurden an den Sätteln befestigt, Unteroffizier Hagen erhielt die Weisung, wo er den Wagen wieder treffen würde, denn hier in dieser wasserlosen Gegend konnte man selbstverständlich nicht auf die Rückkehr der Patrouille warten, dann trabten drei Reiter in den jungen Tag hinein.

Es dauerte nicht lange, so hatte man die Stelle gefunden, wo Thieme die Pab verlassen hatte, um dem Bod zu folgen. Seine Spur war deutlich im Sandboden zu sehen. Man kam an die Stellen, wo er gestanden und geschossen hatte. Die Patronenhülsen lagen noch auf dem Boden. Dann hatte der Gefreite scheinbar den Gedanken gefaßt, schnurstracks nach der Pab umzukehren, denn von seinem letzten Standpunkt aus war er geradewegs weitergeschritten, aber, irreführt von der Einförmigkeit der Steppe, die für den Unkundigen keine Merkmale bietet, nicht nach der Straße zurück, sondern in der entgegengesetzten Richtung, nach Westen zu. Dann hatte er scheinbar seinen Irrtum bemerkt, hatte einen großen Kreis beschrieben, seine erste Marschroute geschnitten, um wieder gen Westen weiter zu gehen.

Stunde um Stunde verging. Unablässig wurde weitergeritten, um die Spur nicht aus den Augen zu verlieren. Die schwebende Mittagshitze flimmerte über der lautlosen Steppe und trieb den Schweiß aus allen Poren. Schlaff hingen die Blätter der Bäume und Sträucher herunter. Kein Vogel ließ sich blicken. Jedes Lebewesen hatte Schutz gesucht vor den sengenden Strahlen der Sonne.

Bis jetzt war die Verfolgung der Spur ganz gut gegangen. Man hatte sich schon frohen Hoffnungen hingegeben, denn aus der Welt konnte Thieme doch nicht sein, als plötzlich der Sandboden aufhörte und hartes Geröll unter den Hufen der Pferde knirschte. Man hielt, sah ab und untersuchte die harte Fläche, Stein für Stein,

(Fortsetzung siehe Seite 45.)



Eine Ansicht der Stadt Hindenburg. Vor einigen Wochen ist die schlesische Stadt Zabrze amtlich umgetauft und nach Generalfeldmarschall Hindenburg genannt worden. Das bedeutet eine Ehrung für den großen Sieger im Osten und zugleich hat eine gute deutsche Stadt einen ihr gebührenden Namen erhalten. Aus diesem Anlaß bringen wir heute die Gesamtansicht des Städtchens Hindenburg, das im Kreise Oppeln in Schlesiens liegt.

Allelei Fahrzeuge auf den Kriegsschauplätzen.

In einem Kriege, der wie der jetzige so große Heere in Bewegung bringt, ist natürlich auch mit einer dementsprechenden Anzahl von Verwundeten zu rechnen. Danach müssen dann auch wieder die Sanitätsseinrichtungen vorbereitet und zugeschnitten sein. Wie mustergültig in dieser Beziehung die deutschen Armeen ausgerüstet sind, das ist wohl allgemein bekannt und anerkannt. Aber auch bei den Heeren unser Verbündeten, bei den österreichisch-ungarischen Truppen, ist in dieser Beziehung nichts vernachlässigt worden. So hat man zum Beispiel

von den zahlreichen Handelsschiffen, die fast alle durch den Krieg für ihren eigentlichen Zweck ja doch nicht verwandt werden können, eine ganze Reihe in Lazaretttschiffe umgewandelt. Man hat so gewissermaßen fahrbare Krankenhäuser geschaffen. Denn gerade darin liegt der Vorzug dieser Lazarett- oder, wie der Österreicher sie nennt, Spitaltschiffe, daß sie nicht an den Platz gebunden, auf den Binnengewässern dorthin gebracht werden können, wo die



Ein Lazaretttschiff auf der Donau.

festen Krankenhäuser und Lazarette den an sie herantretenden Anforderungen nicht genügen können. In rein sanitärer Beziehung haben diese Lazaretttschiffe noch einen Vorzug und zwar den, daß sie von Erschütterungen frei sind und infolgedessen namentlich mit Schwerverwundeten belegt werden können. Wenn die eigenen Einrichtungen nicht ausreichen, wo der Augenblick sie gerade erfordert, da müssen dann die Beutelager mit zur Benutzung herangezogen werden. In wie ausgiebiger Weise das zuweilen zu geschehen pflegt, das ist aus unserem unteren

Bilde ersichtlich. Es zeigt uns eine schier unendlich lange deutsche Bagagekolonne auf einer Landstraße in Rußland. Die Wagen aber, und zum großen Teil auch die Bespannungen, deren sich unsere wackeren Feldgrauen bedienen, sind belgischer und französischer Herkunft. Alle sind in früheren Kämpfen im Westen erbeutet worden und leisten jetzt gute Dienste im Kampf im Osten, allerdings in ganz anderem Sinne als man bei ihrer Inbetriebnahme dachte.



Erbeutete belgische und französische Bagagewagen auf dem Marsch nach Rußland.

aber die Spur war wie weggewischt, nichts konnte man mehr entdecken. Spähend suchten die Augen die ganze Umgegend ab, aber kein lebendes Wesen war zu erblicken; Busch an Busch, Fels an Fels lag die Steppe da, tot, regungslos unter dem glühenden Brande der Sonne.

Da die Pferde gestern mittag zum letztenmale ausgiebig getränkt worden waren und nicht mehr weiter wollten, denn die Zunge hing den Tieren aus dem Maule und der Kopf war tief gesenkt, entschloß sich Unteroffizier Hagen schweren Herzens, umzukehren.

Es war bereits finstere Nacht, als man in weiter, weiter Ferne mehrere Feuer leuchten sah. Dorthin wurde die Richtung genommen. Es waren die Lagerfeuer der Proviantkolonne, die man nach etwa einer Stunde erreichte.

Als Wachtmeister Streibel vernahm, daß man den Vermissten nicht gefunden hatte, lag auf seinem mageren, braunen Antlitz ein Ausdruck kühner Entschlossenheit und eiserner Willen. Er gab sofort den Befehl die Ochsen einzuspannen und die Nacht hindurch zu trecken. Sein Plan war: die Station im Kuichabrevier bei Tagesanbruch zu erreichen und nach der Ankunft daselbst sofort mit frischen Pferden aufzubrechen, um die Suche nach dem Gefreiten persönlich aufzunehmen.

Um 8 Uhr früh verließen 8 Reiter und 2 Eingeborene die Station und trabten in die sonnendurchglühete Landschaft hinaus. In schärfster Gangart ging es vorwärts; Trab und Galopp wechselten ab. Endlich hatte man die Spur des Verirrten aufgefunden. Dann hatte man das Gestein erreicht, wo sich die Spur insolge des harten Gerölls verlor. Doch wie der Chemiker die größten Wunder mit der Lupe entdeckt, so sicher erkannten die Eingeborenen die für die Augen des weißen Mannes überhaupt nicht sichtbaren Veränderungen, die der Schritt dieses einsamen Verirrten in dem leblosen Gestein bewirkt hatte. Es war ein Meisterwerk, daß die Eingeborenen leisteten. Unermüdlich suchten sie weiter. Mehrere Stunden lang ging es vorwärts, mühselig und langsam. Endlich hörten die Steine auf, und der Sandboden trat an ihre Stelle. Gott sei Dank, dachte jeder im stillen, denn die Aussicht auf felsigem Boden der Spur eines Verirrten so schnell folgen zu können, um ihn lebend wiederzufinden, erschien jedem zweifelhaft.

Wachtmeister Streibel nahm sein Gewehr aus dem Schuh, lud einen Patronenrahmen hinein und gab alle fünf Schüsse hintereinander ab. Weithin hallten sie über die Ebene. Aber kein Echo kehrte zurück, es verlor sich in der unendlichen Steppe. Alles horchte gespannt, doch nichts regte sich, es blieb still — totenstill. Dann wurde wieder weitergeritten. Bald darauf mußten mehrere Reiter wegen Erschöpfung und Wassermangel erfolglos umkehren. Nur der Wachtmeister Streibel, die Gefreiten Rief und Kolbe und die Eingeborenen entschlossen sich, unter eigener Lebensgefahr, die Spur bis zum äußersten zu verfolgen.

Wie der Schweifhund auf der Fährte, so strebten die Männer mühselig und lang-

sam vorwärts, immer darauf bedacht, die Spur nicht aus dem Auge zu verlieren. Die Zunge klebte am Gaumen, aber mit dem geringen Wasservorrat mußte äußerst sparsam umgegangen werden, wenn für den Verirrten noch genügend übrig bleiben sollte. Von Zeit zu Zeit stiegen die Reiter ab und führten die Pferde am Bügel hinterher, denn auch die Tiere wurden müde, der Durst schien sie zu plagen.

Die Sonne glühte unbarmherzig hernieder. Die Luft flimmerte vor Glut; ein Flammen und Wogen ging durch ihre niederen Schichten, hervorgerufen durch die Wiedersahlung der Hitze von dem glühenden Sandboden der Steppe, aber unermüdlich ging es weiter, rücksichtslos weiter. Auf einmal wurden die Spuren frischer, größer und daher deutlicher als zuvor, und plötzlich fand man Thiemes Gewehr, das Seitengewehr und den Patronengurt am Boden liegen; er hatte die Waffen weggeworfen, um sich zu erleichtern. Sie wurden aufgehoben und auf das Handpferd verfrachtet. Dann schoß Wachtmeister Streibel wieder fünfmal in die Luft als rettendes Signal. Etwas später fand man die Kleidungsstücke und Stiefel des Verirrten und in der nächsten Sekunde das Hemd. Eiskalt lief es den Männern den Rücken hinunter. Der Unglückliche hatte sich, wie es Verdurstende zu tun pflegen, aller Sachen entledigt, wahrscheinlich um die Qualen des Durstes und der Hitze zu mildern. Bald darauf bemerkte man auch, daß der Urin des Vermissten nur noch aus ein paar Tropfen Blut bestand, daß er Zweige von dürren Büschen zerkaut, aber bald wieder von sich gegeben hatte. Diese Anzeichen deuteten den Männern genug, sie sagten ihnen nur allzu deutlich, daß der Verirrte seinem Ende nicht mehr fern war und nur noch schnellste Hilfe Rettung bringen konnte.

Mit Gewalt rissen sich die Reiter zusammen, um ihre Bewegung zu meistern.

Vielleicht liegt er irgendwo in unserer Nähe unter einem Busch und schläft“, meinte Wachtmeister Streibel. Und während er mit Rief und den Eingeborenen die Umgegend absuchte, hielt der Gefreite Kolbe die Pferde, die an ihren Zügeln rissen und den Boden scharften; aber es konnte ihnen nicht geholfen werden, denn der Mensch ging vor.

Trotz allen Suchens und Rufens war von dem Verirrten nichts zu entdecken. Die Spur wurde von neuem aufgenommen und mit größter Aufmerksamkeit ging es schweihtriefend, mit trockener Kehle wieder vorwärts.

Die Sonne begann zu sinken. Blutrot strahlte das Licht. In allen Farben glänzten und blühten die Köpfe der Spizen und Kuppen. Zunächst erschienen sie wie in flüssiges Gold und Blut getaucht, dann wurde der Schimmer blasser und blasser. Noch einmal leuchtete und blühte es auf und der feurige Sonnenball war verschwunden.

Dann setzte die Dunkelheit dem Drängen ein Ziel. Noch eine Weile folgte man der Spur mit Feuerbränden, die man dicht am Boden hielt, dann mußte man absteigen, denn man wußte nicht, welche Anstrengungen den Pferden morgen noch

bevorstanden. Die dürstenden Tiere wurden mit den Zügeln an Büschen festgebunden, daß sie nicht entlaufen konnten. Die Wassersäcke hing man hoch, als das kostbarste Gut, von ihnen hing Leben oder Tod ab. Dann sammelten die Eingeborenen Holz, soviel sie konnten, und entzündeten ein mächtiges Feuer, das seinen hellen Schein weithin in die Steppe ergoß.

Es war für die Soldaten eine angstvolle Nacht, die hereinbrach. Das Bewußtsein, dem unglücklichen Kameraden, der vielleicht nur wenige Kilometer entfernt sein mochte, nicht helfen zu können, der Gedanke, daß der Vermisste möglicherweise den leuchtenden Feuerschein sah, ohne die Kraft zu besitzen, sich heranschieben zu können, daß seine angstvollen Schreie vielleicht in der Wildnis verhallten, ließ jedem das Blut in den Adern erstarren. Sie zählten die Minuten, die Stunden. Wenn heiße Wünsche es zu tun vermocht hätten, so hätte der Sternenhimmel über den drei einsamen Menschen schneller weichen müssen, um dem rettenden Tageslicht das Feld zu überlassen. Aber in majestätischer Ruhe wandelten die blinkenden Himmelslichter ihren unendlichen Weg, langsam und feierlich.

Zimmer von neuem machte man das niederbrennende Feuer an; meterhoch loderten die glühenden Funken in die Nachtluft empor. Von Zeit zu Zeit sah man nach den Pferden, prüfte, ob die Zügel dem ungestümen Reizen der armen Tiere noch standhielten und horchte mit angehaltenem Atem in die Nacht hinaus. In kurzen Zwischenräumen feuerte Streibel einige Schüsse ab, mit schrillen Tönen ließ er seine Signalpfeife erschallen — doch keine Antwort kam zurück, nur das jämmerliche Heulen einer Hyäne und das langgezogene Gelächter eines Schakals war zu hören, das im nächsten Augenblick von mehreren Seiten in verschiedenen Variationen beantwortet wurde. Dann setzte man sich wieder an das Feuer und stierte in die Glut.

Endlich, endlich graute der Morgen. Nachdem jeder der Reiter einen kleinen Becher Wasser und ein Stück Hartbrot dazu genossen hatte, ging es sofort an das Satteln. Mit ganz besonderer Vorsicht wurden die Wasserschläuche befestigt, nach denen die Pferde ihre Köpfe wild herumwarfen und sie zu fassen versuchten, denn sie witterten den kühlen Trunk und ahnten, daß es auch bei ihnen um Tod und Leben ginge.

Beim ersten blaffen Schimmer des Tages, als zarte rosige Streifen den Horizont erleuchteten, ging es wieder weiter, der Spur aufmerksam folgend. Plötzlich wurde dieselbe wieder größer und fester. Unbarmherzig hieb man auf die matten Pferde ein, um das Letzte aus ihnen herauszuholen.

Gegen Mittag, als alles wie in weiß glühendem Aether verschwamm, ein blendender Dunst die Augen verschleierte und die Kehlen dörrte, kamen die Reiter auf einer Anhöhe an, von welcher man einen ziemlich weiten Umblick hatte. Während Streibel die Gegend mit dem Glas absuchte, fanden die Eingeborenen einen Lagerplatz des Thiem, an welchem

dieser mit den Fingern die Worte: „Thiemes letzte Stunde“ in den Sand gegraben hatte. Nicht weit davon war der Sandboden zermüht und zertrabt, als ob sich ein großes Tier dort gewälzt hätte.

Wieder lasen die Reiter im offenen Buch der Natur, mit unerbittlicher Grausamkeit. Der Verdurstende hatte sich auf den Boden geworfen und um sich geschlagen, verzweifelt, in Todesangst.

Da deutlich erkennbar war, daß die Spur vom selben Tage stammte, faßten die schon fast am Ende ihrer Kräfte angelangten Sucher frischen Mut, und Streibel rief seinen Begleitern zu: „Kameraden! Es soll Thiemes letzte Stunde noch nicht gewesen sein! Vorwärts! Aufsitzen! Es gilt ein Menschenleben zu retten!“

Hoffnungsfreudig ritten sie weiter. Die letzten Kräfte wurden angespannt, die Pferde, deren heraushängende Zungen blutunterlaufen und deren Rüstern bis zur Unkenntlichkeit angeschwollen waren, denn sie gingen den zweiten Tag ohne Wasser, mußten das Letzte hergeben.

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als die Reiter wieder auf dem Kamm einer kleinen Hügelkette Umschau hielten. Da — was war das? Lag da nicht 200 Meter vorn im Schatten eines verkriepelten Dornbusches eine menschliche Gestalt?

„Thieme!“ brüllte Streibel aus Leibeskräften, gab seinem Gaul die Sporen und ritt auf ihn zu. „Hurra!“ schrien die andern und folgten ihm. Im nächsten Augenblick sahen sie, wie der Verirrte den einen Arm hochhob. Dann sprang der Wachtmeister aus dem Sattel und eilte auf den Unglücklichen zu. Dieser lag völlig naß und kraftlos auf der heißen Erde wie ein Toter und befand sich in einem bejammernswerten, nicht zu beschreibenden Zustande. Die Augen waren weit aufgerissen, glasig und fast gebrochen, der Körper zum Skelett abgemagert, die Rippen aufgesprungen und jeder Atemzug schien ihm Schmerzen zu bereiten. Die Hände bildeten eine einzige Wunde; sie waren von spitzen Steinen und Dornen zerrissen und bluteten stark. In seinen entsetzlichen Durstqualen hatte er versucht, sich die Pulsadern mit einem Stein aufzuklopfen, und die Brust wies tiefe, blutige Risse auf. Er war so schwach, daß er ohne Zweifel die Nacht kaum überlebt hätte. Vier Tage lang war der Arme ohne einen Tropfen Wasser und ohne jegliche Nahrung in dem glühend heißen, schattenlosen Steppengebiet umhergeirrt.

Eine tiefe Erregung bemächtigte sich aller, aber dennoch erfüllte große Freude die Herzen der Reiter, daß sie den schon totgeglaubten Kameraden wiedergefunden und ihn somit den wilden Tieren als Fraß entzogen hatten.

„Thieme! Thieme!“ rief der Führer. „Ich bin es, Wachtmeister Streibel! Ich bringe Hilfe! Ich habe Wasser!“ Doch der Kranke sah ihn mit stieren Augen an. Kein Verständnis blitzte aus ihnen, regungslos, apathisch lag er da. Dann träufelte man ihm vorsichtig Wasser in den Mund. „Trinken Sie Thieme,“ sagte Streibel leise, „es ist Wasser.“ Aber der Arme schien nichts zu verstehen, denn er

hielt die Lippen fest geschlossen und die Flüssigkeit lief ihm an der Wange herunter. Ein Fieberschauer schüttelte den entkräfteten Körper — das Bewußtsein war geschwunden.

Da — endlich bewegte er wieder den Mund und öffnete ihn halb. Vorsichtig goß man ihm einige Tropfen hinein. Aber nur mühsam gelang es, die Lebensgeister des armen unglücklichen Soldaten zu wecken. Nur ganz langsam kam er zu sich und endlich schlug er die Augen auf und fing an, mühsam zu schlucken.

„Trinken Sie, Thieme, trinken Sie,“ sagte Streibel wieder und vergrößerte seine Darreichungen. Da verlor das Auge des Verschmachtenden den leblosen Ausdruck. „Wasser, Wasser!“ so hauchte er kaum hörbar und immer wieder schlürfte er die Flüssigkeit.

Die Fieberphantasien waren gewichen, Thieme war wieder bei vollem Bewußtsein. Aber er wußte nur wenig, fast gar nichts von den qualvollen Stunden; er hatte nur eine Erinnerung, als wenn er durch eine gewaltige Feuerlohe gegangen wäre. Jedem der Kameraden drückte er leise die Hand. Er wollte sprechen, aber es ging noch nicht, die angeschwollene Kehle versagte den Dienst. Behutsam zog man ihm die Sachen an und legte ihn wieder vorsichtig nieder. Hierauf gab ihm Wachtmeister Streibel etwas Villennmilch, dann legte sich der Kranke auf die Seite und war sofort fest eingeschlummert. Aber schon nach einer Stunde erwachte er wieder, vom Durst gepeinigt und bat um Wasser. Sofort wurde ihm solches beherzigt, das er in gierigen Zügen trank. Dann dankte er jedem für seine Errettung und sagte, daß er sich schon etwas wohler fühle. Inzwischen hatte ihm der Gefreite Rief eine schwache Erbswürst mit Eierzwieback gekocht, die ihm löffelweise, wie einem kleinen Kinde, in den Mund geführt werden mußte.

Als nun der wichtigste Teil der schweren Aufgabe für die Retter erfüllt war, konnten sie weder sich noch Thieme längere Rast gönnen. Die kühle Nachtzeit mußte zur Rückkehr benutzt werden, wenn die nächste Wasserstelle im Reichsbrevier, so schnell wie möglich erreicht werden sollte, denn der Wasserborrat war ziemlich zur Neige gegangen. Nur ein paar Schlud waren noch vorhanden und die mußten fürsorglich für Thieme aufbewahrt werden. Vorsichtig wurde der Kranke auf ein Handpferd gesetzt und dann ging es langsam vorwärts. Nur die beiden Eingeborenen trabten mit den leeren Wasserfäßen auf den noch kräftigen Pferden voraus, um auf dem nächsten Wege von der Station Hilfe herbeizuholen.

Schon glaubten die drei Soldaten, daß sie sich mit dem Erretteten in der Finsternis von neuem verirrt und doch noch elendiglich in der Steppe verdursten mußten, da schallten ihnen plötzlich die Stimmen der Eingeborenen aus der Dunkelheit entgegen und wenige Minuten später standen sie vor ihnen mit wohlgefüllten Wasserfäßen an den Sätteln. Sie erzählten, daß sie eine gute Wasserstelle gefunden, nicht allzuweit entfernt. Sie und die Pferde hätten sich satt getrunken.

Nachdem dann jeder seinen Durst gestillt hatte, ging es frischen Mutes wieder weiter. Die ersten Strahlen der Sonne durchleuchteten gerade die weite Steppe mit dem überquellenden Lichte, als das Brüllen mehrerer Frösche und das Zirpen einiger Grillen hörbar wurde und bald darauf langte man vor der mit Schilf und Nied eingefakten Wasserstelle an.

Während die Eingeborenen die Pferde tränkten, legten sich die Männer sofort zur Ruhe nieder und schliefen ein, in dem Bewußtsein, ein Menschenleben dem sicheren Tode entzogen zu haben.

Als sie spät am Nachmittag die Station erreichten, wurden sie mit großem Jubel empfangen. „Hurra! Hurra!“ tönte es ihnen im Chor entgegen, ein Hoch den wackeren Rettern!“



Das deutsche, heilige Blut.

Im Strudel der sich verflachenden Welt
Vergahen wir was uns zusammenhält:
Das deutsche, heilige Blut.
Verbläht war die große erhebende Zeit;
Träg' wallte in kleinlichem Bruderstreit
Das deutsche, heilige Blut.

Die Feinde lachten, die längst uns umkreist,
Verpötenen frevelnd den deutschen Geist,
Das deutsche, heilige Blut.
Als Antwort ein Ruf aus des Kaisers Mund.
Da plötzlich braust wieder in großer Stund'
Das deutsche, heilige Blut.

Vergessen der Hader, die kleinliche Not,
Gott, Kaiser und Reich nun das höchste Gebot
Für's deutsche, heilige Blut.
Und in Strömen färbt es das welsche Land,
Die russische Erde, den slawischen Strand,
Das deutsche, heilige Blut.

O trocknet die Tränen, den Schmerz verbannt!
Es opfert sich freudig für's Vaterland
Das deutsche, heilige Blut.
Es strömt für den Sieg, für Freiheit und Recht,
Für ein künftiges großes, edles Geschlecht,
Das deutsche, heilige Blut. — Karl Rabe.

Herz und Verstand.

Was aus des Herzens reinsten besten Trieben
Herausgeboren ward zu rascher Tat,
Ob auch bedächtiger Verstand dagegen
Gab warnend seiner Stimme weisen Rat,
Du brauchst, was dir auch Uebles draus erwache,
In bitteren Tränen es nicht zu bereu'n:
Was du getan mit reinem, guten Willen,
Es kann wohl unklug, niemals unrecht sein.
M. Zeytor.

Sinnpruch.

Kleine Vorzüge schätzt die Menge, mittlere bewundert sie, große dagegen begreift sie nicht.



Die Wed-Strippe: Sinnreiche Vorrichtung für Büro-Schläfer.

Ernst und Scherz

Kaiser Wilhelm und die Japaner. Das Verstehe der Haltung Japans wird uns erst klar, wenn wir in einer älteren Nummer des in Tokio erscheinenden Blattes „Jigi“ jezt das folgende Erlebnis dreier junger Japaner lesen. Die Japaner Jura, Kunimatsu und Matsumura, die in Berlin studierten, hatten einen Ausflug nach Potsdam unternommen. Beim Spazieren durch den Park von Sanssouci rief hinter ihnen plötzlich jemand: „O hajo“ (Guten Morgen!). Sie drehten sich überrascht um und sahen nur einen höheren Offizier mit zwei Adjutanten gehen. Schnell erfuhren sie, daß es der deutsche Kaiser gewesen sei. Bald trafen sie ihn wieder und wurden diesmal von ihm angesprochen, indem er sie fragte, ob es in Japan auch so prächtige Rhododendren und Azaleen gebe wie hier in seinem Park. Jura konnte zufällig gerade über Azaleen genau Rede stehen. Kaiser Wilhelm zeigte ihnen dann noch chinesische Azaleen und fragte schließlich Jura: „Was studieren Sie hier? Sie sprechen ja sehr gut deutsch.“ Jura: „Staatswissenschaften.“ Darauf meinte der Kaiser lächelnd: „Sie wollen also wohl Minister werden?“ und verabschiedete sich sehr freundlich von den drei Japanern. So wie von unserem Kaiser sind die Japaner überall in Deutschland behandelt worden und wie hat die schlag- äugige Gesellschaft es uns gelohnt.

Begnadigung. In den früheren Jahrhunderten durfte niemand ein Wild töten, wollte er nicht dafür die grausamsten Strafen erleiden und dies Verbot erstreckte sich sogar auf die Bären, welche damals in Deutschland noch sehr zahlreich waren. — Einst fiel im Forst eine Bärin, die bereits viel Unheil gestiftet, den böhmischen Kammerherrn Schmiedel aus Schmiedeberg, mit ihren beiden Jungen grimmig an. Er

schoß die Bärenmutter glücklich nieder, und herbeigekommene Leute halfen ihm die beiden Jungen lebendig einfangen. Obgleich Schmiedel bewies, daß er nur aus Notwehr die Bärin erschossen habe, wurde er doch verhaftet und nach Prag geschickt, um dort vor Gericht gestellt zu werden. Der Kaiser Matthias hielt damals gerade mit seiner Gemahlin, Anna von Oesterreich, Hoflager zu Prag. Er ließ die jungen

in die Höhe zu kommen!“ — Millionär: „Trösten Sie sich, die Flugapparate werden immer billiger!“

Der Barbierlehrling. Vater: „Machst du denn in der Lehre auch Fortschritte?“ — Sohn: „O ja! Jetzt darf ich schon die Kahlköpfigen fristieren!“

Vexierbild.



Wo ist der Spender?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Bären in den Borsaal des Schlosses bringen und veranlaßte seine Gemahlin, den einen mit ihrer Werte ein wenig aufzumuntern. Dieser aber stellte sich zur Wehr, fuhr der Kaiserin in das Kleid und erschreckte sie so gewaltig, daß der Kaiser äußerte: „Es muß doch eine grausige Angst verursachen, wenn man in einem dichten Walde, von solchem Ungetüm überfallen wird.“ Hierauf begnadigte er Schmiedel.

Abgewunten. Wittstiller: „Sie glauben gar nicht, wie schwer es heutzutage ist,

Rätsel-Ecke

Zweifelhafte Scharade.

Wer bei dem ersten sitzt,
Der mag veranlagt wohl sein.
Das harte andre stühet
So manches milde Wein.
Vereinige zum Ganzen
Du nun das Silberpaar,
Das zählt zum Reich der Pflanzen
Und beut das erste dar.

Logogriph.

Du nimmst S oft in die Hände
Mit B nahm's einst ein traurig Ende.
Mit F bringt es der Sage Mund,
Mit R liegt's auf dem Meeresgrund.

Vierfährige Scharade.

Der Himmel schickt das Erst' hernieder,
In anderer Form zieht's zu ihm wieder.
Es prangt zur Sommerszeit das Zweite
An seinem duft'gen Blütenkleide.
Im ersten findest du das Ganze
Als eine dir bekannte Pflanze.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der zweifelhafte Scharade: **Moosburg**; der dreifährige Scharade: **Kreuzblume** (Schlußstein der Turmspitze); der vierfährige Scharade: **Abendsonne**; des Bilderrätsels: **Invalidenversicherung**.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur **A. Hring**, Berlin.

Druck: **Hring & Fahrenholz** G. m. b. H., Berlin SO. 16.